

Leseprobe aus:

Ursula März
Für eine Nacht oder fürs ganze Leben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER



Ursula März

**Für
eine Nacht
oder
fürs ganze
Leben**

Fünf Dates

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

ISBN 978-3-446-24907-3

© Carl Hanser Verlag München 2015

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Wangen im Allgäu

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Inhalt

Darf's ein bisschen mehr sein?	7
Fünf vor zwölf	41
Schwarze Locken	101
Ohne Gegenleistung	151
Method Acting	201

Darf's ein bisschen mehr sein?

Tatsächlich hatte Manfred Hügel bis zum Frühsommer 2005 noch nie mit einer Frau geschlafen, geschweige denn sich ernsthaft in eine verliebt, die mehr als sechzig Kilo wog. Es kam ihm nicht auf ein paar Gramm an. Er stellte Frauen nicht auf eine Personenwaage, bevor er sich mit ihnen abgab, er führte keine Rekrutierungsmaßnahmen durch. Aber er besaß, aus welchen Gründen auch immer, von Jugend an einen präzisen Geschmack. Und die Erfahrung seines Liebeslebens hatte ihm nun einmal bestätigt, dass unter sämtlichen Frauen, die er als schön und begehrenswert, als optisch gelungen befand, keine gewesen war, deren Körpergewicht die Sechzig-Kilogramm-Marke wesentlich überschritten hätte. Er mochte das Füllige so wenig wie das ganz Knochige. Eine Frau von fünfundfünfzig oder gar fünfzig Kilogramm wäre ihm nicht nur zu dürr, zu besenstielig gewesen, sondern auch suspekt im Hinblick auf ihre Gesundheit.

Bei der Körpergröße ließ er mit sich reden. So formulierte er selbst: »Da lass ich mit mir reden«, erklärte Manfred Hügel und verstummte. Verunsichert durch seinen fast barschen Tonfall, fragte ich mich, ob er die Lust an unserem Gespräch verloren habe. Aber so war es nicht, im Gegenteil. Ich saß neben einem Mann, der geradezu danach drängte, etwas unruhig in ihm Kreisendes loszuwerden. Er war nur kein besonders guter Erzähler. Das fiel mir schon nach kurzer Zeit auf. Vielleicht war er einfach nicht geübt darin, eine Geschichte geduldig durchzukneten, in ihre Ecken und Winkel zu dehnen, wie man einen

Klumpen Hefeteig mit den Fingerspitzen zieht und dehnt, bis er das ganze Backblech ausfüllt. Manfred Hügel nahm den Klumpen in die Hand, drückte zu und ließ ein, zwei Sätze fallen, die das Fazit der Geschichte enthielten. Als Ingenieur arbeitete er in einem Milieu, in dem, so nehme ich zumindest an, Effizienz auch beim Reden als Vorzug gilt. Erst als endgültig klar war, dass wir die halbe oder im schlimmsten Fall sogar die ganze Nacht auf dem Karlsruher Flughafen festsitzen würden, der mich an die provisorischen Firmencontainer auf Großbaustellen erinnerte, begann er langsamer und ausführlicher zu erzählen.

Er genoss meine Neugier. Er genoss sie sogar ziemlich, nach jeder Frage wartete er begierig auf die nächste, noch intimere Frage, als böte ich ihm kleine Leckerbissen an. Ich fragte ihn in einer recht hemmungslosen Weise aus, die ich mir unter anderen Umständen verboten hätte und die in einer anderen Situation auch völlig unangebracht gewesen wäre. Allerdings wusste Manfred Hügel, wie man Neugier herausfordert. Er gab sich als viriles, ein wenig flegelhaftes Rauhbein, nannte alles, was ihm besonders gefiel, »geil« – Helikopterflüge durch die Rocky Montains waren »geil«, der Kamin in seinem Wohnzimmer war »geil«, die Hamburger Aufführung des Musicals »Cats« war »geil« –, und was er nicht mochte oder was ihm störend im Weg stand, war ganz einfach »scheiße« oder »beschissen«. Dabei ließ er aber durchaus zartere Seiten durchschimmern, signalisierte wie nebenbei, dass es ein Fehler wäre, ihn auf den ersten Blick hin einzuordnen. Mein erster Blick erkannte einen kräftigen, etwas bulligen Mann mit einem ballonrunden, auf den Nacken gepressten Schädel. Einer, der sein Testosteron ein bisschen zu sehr mag, das war mein Gedanke, als ich mich in der

Schlange vor dem Abfertigungsschalter umdrehte, um zu sehen, wer hinter mir mit cholerischem Unterton »Scheiße« gerufen hatte. Ich hielt ihn für fähig, einen sinnlosen Krawall zu veranstalten, den ganzen gottverlassenen Container wegen der Verspätung unseres Flugs zusammenzubrüllen, und sagte beruhigend in seine Richtung: »Kismet, dann warten wir halt, ich lade Sie auf einen Kaffee ein.«

Sofort war er zahm, der Zorn verraucht, er zeigte mit dem Daumen zur Imbissstheke und rief vergnügt: »Den Kaffee zahl ich, ist aber die letzte beschissene Plörre hier, sag ich jetzt mal, bevor die Dame sich beschwert.«

Als er losging, fiel mir auf, wie leichtfüßig er sich bewegte, wie harmonisch sich seine Körpermasse – ich schätzte sie auf neunzig Kilo – in den Bewegungen verteilte, nicht im Geringssten den Eindruck von Schwerfälligkeit oder Behäbigkeit erzeugte. Wenn er im Lauf der nächsten Stunden die Treppe zur Herrentoilette in das Obergeschoss hinaufstieg, trat er nur mit den Fußballen auf die Stufen und federte bei jedem Schritt kurz ab. Es sah elegant aus, was ich ihm auf den ersten Blick wirklich nicht zugetraut hätte. Ich bin mir sicher, dass ein begabter, rhythmischer Tänzer in ihm steckte. Foxtrott dürfte der Stil gewesen sein, der ihm am meisten lag.

Er trug zwei Becher Kaffee zu den Reihen der schalenförmigen Aluminiumsitze und lud mich mit einem Kopfnicken ein, neben ihm Platz zu nehmen. So kamen wir ins Gespräch. Dass es derart schnell vertraulich wurde, verdankten wir der stillen Übereinkunft, eine vom Zufall geschaffene Gelegenheit zu nutzen, die sich nicht wiederholen, die eine Ausnahme bleiben würde. Wir wären uns im Freundeskreis oder im Beruf vermutlich nicht begegnet und selbst wenn, hätten wir dort auch kaum Gemeinsamkeiten gefunden. Unter meiner Tätigkeit

konnte sich Manfred Hügel nichts Rechtes vorstellen. Er fragte nur, ob man »mit Bücherlesen anständig verdient«, was er offensichtlich bezweifelte. Kurz darauf erwähnte er Eugen Ru-
ges Bestseller »In Zeiten des abnehmenden Lichts«, den er zu Weihnachten gleich zweimal, von seiner Schwester und von seiner Frau, geschenkt bekommen und in den Bummeltagen vor Neujahr ganz gern gelesen habe. Mit dieser Anspielung auf ein Bindeglied unserer Lebenswelten wollte er vermutlich den Abstand zwischen uns verkleinern und verhindern, dass wir uns unversehens als Fremde beäugten und im frisch begonnenen Gespräch auseinandertrieben.

Erst ein paar Tage später begriff ich, was, von meiner Frage abgesehen, seine Mitteilsamkeit erregt, welches Signal es gewesen war, das ihn an eine ganz bestimmte Liebesepisode erinnert hatte. An der Wand hing ein Fernsehmonitor. In der Textschleife, die unter den Filmberichten von n-tv mitlief, war eine Eilmeldung über Peer Steinbrücks stattliche Honorare als Redner bei Großbanken und Wirtschaftskonzernen zu lesen. Steinbrück war kurz zuvor, im September 2012, Kanzlerkandidat der SPD geworden, und Bundestagswahlen hatten in Manfred Hügels Geschichte eine empfindliche Bedeutung.

Als Mann war er nicht mein Typ. Ich als Frau wohl auch nicht seiner, ich wog doch einiges über sechzig Kilogramm. Aber wir spürten, auch das sah ich erst im Rückblick, eine Gemeinsamkeit gleichsam platonischer Natur. Sie lag nicht nur jenseits von Lebensstil und -welt, sondern, da sie einen versteckten Seelenerv betraf, unterhalb all dessen. Wir gehörten dem Verein der Schüchternen an, innerhalb dieses Vereins allerdings der Spezialabteilung ehemaliger, umtrainierter Schüchterner, bei denen niemand auf die Idee kommt, sie für schüchtern zu halten.

Niemand außer den Schicksalsgefährten. Bei trockenen Alkoholikern dürfte es den gleichen Effekt geben. Sie erkennen sich wahrscheinlich schon an der kategorischen Tonlage, mit der sie jeden Tropfen ablehnen.

Manfred Hügel und ich erkannten uns, unbewusst natürlich, an der haarfeinen, ein wenig hektischen Überforciertheit unserer allerersten Reaktion aufeinander. Kein anderer, nur ich hielt es für nötig, an den potentiellen Radaubruder in der Abfertigungsschlange das Wort zu richten, und Manfred Hügel ging potzblitz darauf ein, handelte, holte Kaffee. So verhalten sich Menschen, die eine Methode gefunden haben, mit der Schüchternheit fertig zu werden, und es bei der Anwendung der Methode ein wenig übertreiben. Ich war ein schweigsames Kind, eine schweigende Jugendliche, quassele heute aber leidenschaftlich gern und bisweilen auch zu viel. Manfred Hügel war, so nannte er sich selbst, ein Macher. Während andere noch überlegen, ob der abgeschabte Teppichboden durch einen neuen ersetzt werden soll, hat er schon mit dem Rausreißen begonnen. Ich übertreibe es mit dem Reden, er mit dem Machen. Die Forciertheit schlägt der unliebsamen, aus alten Zeiten bekannten Gehemmtheit die Tür vor der Nase zu, bevor sie sich überhaupt der Schwelle nähert. Und für diesen Vorgang, für dieses typische Verhalten von Schüchternheitsveteranen besaßen Manfred Hügel und ich ein feines Näschen.

Der Hinweis kam im Übrigen von ihm selbst. Irgendwann während unseres Flughafenabends wollte ich von ihm wissen, ob er je eine völlig fremde Frau einfach angesprochen habe, auf der Straße, in einer Bar, wo auch immer. Ob er zu den Männern gehöre, die über die couragierte Lässigkeit verfügen, welche dieses Meisterstück des Liebeslebens erfordert. »Nö«, sagte Manfred Hügel, drehte den Ballonkopf um neunzig Grad, sah

mich an und setzte trocken dazu: »Ich bin schüchtern.« Na ja, dachte ich, als ich den Satz hörte, schüchtern ist ja relativ, und was Manfred Hügel von der zupackenden Art berichtete, mit der er sein Leben verwaltete, ließ einen Draufgänger erwarten.

Das war er auch, nur nicht in allen Bereichen. Sein Flirttalent erschöpfte sich, so verstand ich ihn, im Einnehmen einer Position, die es einer Frau nicht allzu schwer machte, ihn zu bemerken und anzusteuern. Man könnte dies als Kunst des Passivflirts bezeichnen, die auch ich beherrsche. Beim Besiegen der Schüchternheit habe ich es weit gebracht. Ohne größere Probleme kann ich heute vor zweihundert Leuten sprechen. Aber für die Aventure, einem Mann freiheraus meine Gesellschaft anzubieten, hat mein Mut beim besten Willen nie gereicht, zumindest nicht auf heimischem Terrain. Je weiter weg ich mich von zu Hause, vom Gewohnten und von mir selbst befinde, desto weniger brems mich die Zögerlichkeit. Ein allgemein bekanntes und keineswegs neues Phänomen; Goethe kam aus Italien erotisch erneuert zurück. Reisen dehnt die Ego-grenzen, stimuliert die Sinne.

Über viele Jahrhunderte hin verheirateten sich meine Vorfahren, Westpfälzer mütterlicherseits und Mittelfranken väterlicherseits, nie anders denn innerhalb eines geografisch engen Zirkels, niemals über die Landes- oder Sprachgrenzen hinweg. Ich bin die erste, die dem Stammbaum all dieser Pfälzer und Franken ein Zweiglein aus dem Ausland zutrug. Der Vater meiner Tochter ist Niederländer; nicht besonders exotisch, aber immerhin. Wir lernten uns an einem Juliabend auf der Strandterrasse einer westfriesischen Insel kennen. Er saß an einem Tisch und spielte mit sich selbst Schach. Wie Manfred Hügel folgte ich dem Prinzip vorteilhafter Selbstpositionierung und wählte am Nebentisch einen Platz, der mir die sichere Gewiss-

heit bot, von dem Unbekannten entdeckt zu werden, sobald er den Kopf zur Seite drehte, um das Sonnenuntergangsspektakel am Nordseehorizont zu bestaunen. Die Rechnung ging auf. Sein Blick suchte die schon halb verschwundene Sonnenscheibe, prallte auf mein Profil und ich musste nur noch lächeln. Er lud mich auf eine Partie Schach ein. Das Spiel zog sich öde hin, da wir dem Kennenlernen zuliebe jeden Kampfgeist unterdrückten, absichtlich unsere Türme, Springer, sogar Damen opferten, um den anderen nicht zum Verlierer zu machen.

Es war Freitagabend. Wir warteten auf den letzten Flug nach Berlin. Ich hatte am Nachmittag an einer Rundfunkdiskussion teilgenommen und war auf dem Weg nach Hause. Manfred Hügel musste am Montagmorgen zu einer Sitzung ins Verkehrsministerium. Warum er das ganze Wochenende in Berlin verbrachte, sagte er nicht. Unser Flug verzögerte sich immer weiter, ohne dass wir erfuhren, wann und ob die Maschine überhaupt noch starten würde. Wir hatten bei einer Billigfluglinie gebucht, deren Personal an Auskünften sparte und offensichtlich erwartete, dass Passagiere, die eines günstigen Tickets wegen auf Komfort verzichteten, auch die nervliche Robustheit aufbrächten, ins Leere hinein zu warten. Ich glaube, Dienstleistung war das Stichwort, das Manfred Hügel zu der Bemerkung veranlasste, es gebe ja heutzutage die seltsamsten Serviceeinrichtungen. Er machte eine seiner abrupten Schweigepausen und ich fühlte mich aufgefordert, in die Pause hinein zu fragen, was er damit meine.

Im April 2005 wählte Manfred Hügel eine Telefonnummer, die er unter den Erotikanzeigen einer Berliner Stadtzeitschrift gefunden hatte. Es mangelte ihm keineswegs an Gelegenheiten

für ein kurzes, seine Ehe nicht beschädigendes Abenteuer. Er befand sich in den sogenannten besten Männerjahren, zwischen vierzig und fünfzig, er kam als Projektmanager für internationale Verkehrssysteme kreuz und quer durch die Welt und begegnete unentwegt Frauen, an die er Signale seiner Verführbarkeit hätte versenden können. Er kannte das nächtliche Klopfen an seine Zimmertür, mit dem in manchen Ländern Hotelhuren ihre Dienstbereitschaft ankündigen. Bezahlter Sex – in jungen Jahren hatte er es ein paar Mal probiert – war aber nichts für Manfred Hügel, und seiner Einschätzung nach hatte er ihn auch nicht nötig. Er führte eine in diesem Belang rege Ehe, deren Intimleben nach zehn Jahren allenfalls unter einer gewissen Routine litt. So ging es wohl allen Leuten, und wie jedem, sagte sich Manfred Hügel, stand auch ihm hin und wieder der Sinn nach Abwechslung. Er wollte lediglich für ein, zwei Nächte neue Lust verspüren und dies mit einer Frau, die genau das Gleiche wollte.

Die Gelegenheit war günstig. Aus beruflichen Gründen verbrachte er damals vier Monate allein in Berlin, wohnte im Hotel Esplanade am Spreeufer und fuhr nur an den Wochenenden zu seiner Frau und den Jungs nach Frankfurt. Manfred Hügel hatte nicht die geringsten Skrupel, als er beschloss, die Idee eines Seitensprungs in die Tat umzusetzen und hierfür eine Agentur in Anspruch zu nehmen, die ihrer Kundschaft die Versorgung mit diskreten Kontakten anbot. Wenn solch eine Agentur existierte, dann war er ja wohl kein Sonderfall, sondern ein durchschnittlicher Mann mit durchschnittlichen Wünschen.

Am Telefon meldete sich, was ihn nicht weiter verwunderte, eine Frauenstimme. Überraschend fand Manfred Hügel eher, dass die Stimme der Frau so neutral, so bar jeder verschwöleri-

schen Verruchtheit klang, als spräche er mit der Sekretärin seines Steuerberaters. Sie sagte: »Hallo, hier Seitensprung-Agentur Berlin, was kann ich für Sie tun?« Die Unterhaltung dauerte keine fünf Minuten. Er erfuhr, dass die Agentur über eine Kartei mit Namen und Telefonnummern von Männern wie von Frauen verfüge und dass er sich, um in diese Kartei aufgenommen zu werden, persönlich vorzustellen habe. Das leuchtete ihm ein. Die Agentur wollte verständlicherweise vermeiden, von Perversen oder Gewalttätern genutzt zu werden, er selbst hatte auch kein Interesse, an eine Psychopathin zu geraten. Er vereinbarte einen Termin für den darauffolgenden Montag. »Dann sehen wir uns Montag vierzehn Uhr«, sagte die Angestellte, »schönes Wochenende.«

Als Manfred Hügel sein Handy in die Hosentasche schob, fühlte er sich verwöhnt wie schon lange nicht mehr. Er schaute mich kurz von der Seite an, als wollte er überprüfen, ob ich fähig sei, diese Regung zu verstehen, ob ich mich überhaupt als Beichtmutter von Bettgeschichten eignete. Ich nickte energisch mit dem Kopf. Weniger, weil ich ihn verstand, sondern eher, um seine Erzählung in Schwung und ihn auf dem Aluminiumsitz zu halten. Um uns herum lichteten sich die Reihen. Nach und nach verließen die Ungeduldigen den Flughafen, um mit dem Taxi zum nächsten Bahnhof zu fahren, wo sie einen Nachtzug nach Berlin zu erwischen hofften. Ich war entschlossen, zu bleiben, und Manfred Hügel anscheinend auch.

Was meinte er nun mit verwöhnt? Die Verwöhnung fängt bei einer Eskapade, wie sie ihm vorschwebte, ja wohl erst ein paar Stationen später an. Manfred Hügel merkte jedoch nach dem Telefonat, wie gut ihm der Gedanke gefiel, für eine Affäre mit einer Wildfremden ausgesucht, von einer Agentur regelrecht gecastet, in seiner Eignung als Gelegenheitsliebhaber ge-

prüft und daraufhin nach Kriterien in eine Kartei eingeordnet zu werden, die er so wenig in der Hand hatte wie das ganze Arrangement. Es gab dem amourösen Unternehmen, das er ansteuerte, zu dem er vielmehr hingesteuert wurde, fast den Anschein eines Auftrags, den er nur noch zu erfüllen hatte. Befreit zu sein von der Entscheidung, welche der Karteikastenfrauen für ihn in Frage käme, erschien ihm als eine Art Luxus, den er sich einmal gönnen wollte. Wäre es die Falsche, läge es nicht an seiner mangelnden Frauenkenntnis, sondern schlichtweg am Missgriff der Agentur.

An diesem Punkt der Geschichte kam Manfred Hügel auf die Sache mit dem Körpergewicht zu sprechen. Er hatte also seit jeher eine Vorliebe für zierliche, zugleich sportliche Frauen, die schätzungsweise um die sechzig Kilo wogen. Und er bevorzugte dunkelhaarige Frauen. Nicht nur dunkel, auch lang sollten die Haare nach Möglichkeit sein. Wie Caroline von Monaco? Manfred Hügel blies Luft aus einem Mundwinkel und drehte abschätzig den Kopf hin und her. Für Prinzessinnen hatte er nichts übrig, zu etepetete, zu verdreht und verwöhnt. Der Name Angelina Jolie sagte ihm nichts. Iris Berben, in jüngeren Jahren? Schon eher. Aber weder war Manfred Hügel ein Kinobesucher, noch interessierte er sich für Klatschillustrierte. Wahrscheinlich war er auch zu rational, um von Stars, berühmten Schauspielerinnen oder anderen Phantomen zu träumen. Er verlangte von einer Frau keine Ähnlichkeit mit irgendeinem Idol. Er schwärmte nicht für spezielle Schönheiten, er schwärmte ganz einfach für eine bestimmte grazile und straffe Körperlichkeit. Und wenn seine Idealfrau ein Tier wäre? Manfred Hügel überlegte nicht lang: Wildkatzen. Ihn faszinierten Wildkatzen, diese geschmeidigen, geheimnisvollen Geschöpfe,

und folglich Frauen, die das Wildkatzenhafte an sich hatten. Er war klug genug, um in seiner eigenen Gestalt das morphologische Gegenteil dieses zartgliedrigen Tierchens zu erkennen. Er begehrte, was er selbst nicht war oder an sich vermisste, das tun bekanntlich viele, und so hatte Manfred Hügél noch nie mit einer Frau geschlafen, die deutlich mehr als sechzig Kilo wog.

Natürlich hegte er eine Art Spleen. Aber von so einem Spleen, freundlicher gesagt, von so einem Wunschbild werden die meisten gelenkt, wenn sie sich verlieben. Ich kenne beispielsweise eine Filmproduzentin, die im Lauf ihres Lebens ausschließlich mit Männern aus dem Mittelmeerraum liiert war, unter anderem mit zwei Griechen und einem Libanesen, obwohl es, so sagt sie, niemals ihr Vorsatz war. In ihren Augen ergab es sich ganz zufällig. Und ich kenne eine Steuerberaterin, für die der ausgemergelte Schriftsteller Samuel Beckett das Inbild erotischer Vollkommenheit verkörpert. Ein Mann mit wenig Fleisch auf den Knochen, der aber nicht schwächlich, sondern im Gegenteil von ausdauernder, zäher Konstitution ist. Im besten Fall also ein Marathonläufer. Ihn zu finden ist keine leichte Sache, denn das Spektrum möglicher Kandidaten wird durch das zugespitzte Auswahlkriterium doch erheblich eingeschränkt.

Dass ich selbst lange Jahre einem spleenigen Zwang gehorchte, indem ich mich ausschließlich für dunkelhaarige Männer interessierte und blonde kategorisch überging, wurde mir erst bewusst, als diese Marotte ihre Macht verloren hatte. Aber ein kleiner Rest davon ist mir erhalten geblieben.

Bis heute gilt meine besondere Aufmerksamkeit Frisur und Haaren. Für die Augenfarbe von Männern bin ich hingegen

blind. Damit unterscheide ich mich wohl von den meisten meiner Geschlechtsgenossinnen, denn angeblich nehmen Frauen im Urmoment der Begegnung Augen und Hände von Männern wahr, während diese Po und Busen fixieren, bevor ihr Blick den Rest der Frau erfasst. Ich bin skeptisch gegenüber dieser Geschlechterstereotypie, die Männer zu primitiven Begegnungsmaniacs abstuft und Frauen zu verfeinerten Geschöpfen adelt. Auf mich trifft all das nicht zu. Ich besitze, bezüglich des Aussehens von Männern, ihrer Hände und Augen, keinerlei spezielles Faible. Überscharf registriere ich allerdings jede Veränderung an ihrem Kopfbewuchs. Wenn ich einen Konferenzraum betrete, in dem sich zwölf männliche Kollegen aufhalten, sehe ich sofort, wer von ihnen jüngst beim Friseur war, sich den Nacken frisch ausrasieren und die auf dem Ohrfläppchen aufliegende Haarsträhne um drei Millimeter kürzen ließ. Aber ich könnte nichts über die Augenfarbe des Kollegen sagen, mit dem ich schon ein halbes Dutzend Mal gemeinsam an einem Restauranttisch saß.

Würde ich aufgefordert, die Augenfarbe des Professors zu bestimmen, den ich einmal liebte, müsste ich eine Antwort erfinden. Vielleicht waren sie graublau, vielleicht graubraun, ich weiß es nicht. Seine kleine, napoleonisch in die Stirn ragende Haarsträhne sehe ich jedoch so genau vor mir, als wäre es gestern gewesen. Vielleicht sind solche milden Formen des Pathologischen die Voraussetzung jeder Liebeswahl, das Instrumentarium, mit dessen Hilfe es überhaupt erst möglich ist, in einer Ansammlung von hundert Partygästen den einen herauszupicken, der unserer Erwartung entspricht. Manfred Hügel hatte ja mit seinem Sechzig-Kilo-Prinzip kein einsames Leben geführt. Er war, wie er mir in einer Nebenbemerkung zu verstehen gab, von seiner ersten Jugendliebe an nie länger als zwei

Monate allein, nie ohne Wildkatzen gewesen, was ich schon erstaunlich fand.

Nun, beim ersten Agentursex seines Lebens, sollte ihm das egal sein. Die Seitensprungdame durfte wachsb blond sein oder rothaarig, üppig oder dünn. Für ein paar Nächte wollte er sich ganz einfach unabhängig fühlen vom gewohnten Geschmack. Deshalb hatte er auch darauf verzichtet, ein Seitensprungportal wie Secret.de in Anspruch zu nehmen. Er hätte herumklicken, Frauen studieren, Frauen vergleichen, Frauen aussuchen müssen, wie bei der Auswahl des Menüs aus einer Speisekarte. Diesmal sollte ihm die Mahlzeit einfach vorgesetzt werden.

Er beschäftigte sich offensichtlich recht gern mit Geld. Ob er von Urlaubsreisen oder von seinem polnischen Gärtner berichtete, immer nannte Manfred Hügel automatisch die Höhe der jeweils angefallenen Kosten. An der Villa, die er ein Jahr zuvor im Frankfurter Umland erworben hatte, schätzte er mehr als alles andere den Umstand, dass er sie bei einer Zwangsversteigerung für einen Schleuderpreis ergattert hatte. Und wenn er ehrlich war, hielt ihn, zumindest als kleineres Motiv, auch sein Sparsinn davon ab, nach Feierabend eines der komfortableren Berliner Bordelle aufzusuchen, die bei seinen Kollegen beliebt waren. Aber so gern er normalerweise rechnete und geizte, sowenig hatte Manfred Hügel dagegen einzuwenden, dreihundert Euro für die Dienstleistung der Seitensprung-Agentur zu entrichten. Es kam ihm sogar günstig vor. Derart hoch schätzte er ein, was er dafür bekam: die befristete Verwaltung, oder besser gesagt, die Bewahrung seines Liebeslebens.

Montagmittag, Punkt vierzehn Uhr, stand Manfred Hügel in der Martin-Luther-Straße im Berliner Stadtteil Schöneberg vor einem Geschäftshaus, an dessen Klingelschild die unverfängliche Bezeichnung »Agentur« und darunter »2.Stock links« zu lesen war. Mit einem Summton öffnete sich die Haustür. Er entschied sich, die Treppe hinaufzugehen. Im Aufzug hätte er sich womöglich zu einem Geschlechtsgenossen drängen müssen, den das gleiche Ziel hierher führte. Gesichtslose Büroflure führten im zweiten Stock nach beiden Seiten. Die Beschriftung der Türen ließ auf Im- und Exportfirmen schließen. Nach kurzem Suchen fand er im linken Flur die Agentur. Er klopfte. Eine Frau, die er auf Anfang fünfzig schätzte, vermutlich die, mit der er telefoniert hatte, öffnete die Tür, begrüßte ihn mit Händedruck und bat ihn hinein. Manfred Hügel hatte keinerlei Vorstellung von der Gestaltung eines Raums, in dem sexuelle Heimlichkeiten ausgehandelt wurden, war über den Anblick, der sich ihm bot, nun aber doch verblüfft.

In einer Ecke stand eine elend verhungerte Blattpflanze, an einer Wand hingen vergrößerte, mit Reißzwecken befestigte Fotos einer putzigen Katzenfamilie. Das war aber auch alles, was das Zimmer zierte. Nichts, nicht das geringste Detail gab den Zweck zu erkennen, dem die Agentur ihre Existenz verdankte. Kein Bild mit Frauenbeinen in Netzstrümpfen und hochhackigen Pumps, keines mit pornografischen oder schlüpfrigen Motiven. Nicht einmal ein Plakat des Gesundheitsministeriums mit dem üblichen Appell, die Gefahren der Infektionskrankheit Aids zu beachten und sich im Fall der Fälle mit Kondomen zu versorgen. Auch die Angestellte, die sich hinter einen kleinen Schreibtisch setzte und Manfred Hügel einlud, ihr gegenüber Platz zu nehmen, machte nicht gerade den Eindruck, als sei sie in die Sphäre der Handlungen, die sie

professionell betreute, auch persönlich sonderlich involviert. Sie wirkte unscheinbar, ihre Haare hatte sie im Nacken zu einem kleinen Pferdeschwanz zusammengebunden, und an ihre Kleidung konnte sich Manfred Hügel schon eine Stunde später nicht mehr erinnern. Auf dem Schreibtisch standen ein Telefon, ein bauchiger, überaltert wirkender Computer und einige Fotografien in silbernen Stehrahmen. Auf den Bildern war, wie Manfred Hügel mit einem hinschielenden Blick bemerkte, tatsächlich das gleiche Katzenknäuel zu sehen, dessen Stillleben hinter ihm an der Wand hing.

Manfred Hügel, gebürtiger Westfale und studierter Maschinenbauingenieur, mochte die Dinge sachlich. Das wusste ich ja inzwischen. Dass er die Gepflogenheiten des Seitensprungs in einem Zimmerchen besprechen sollte, das sich nicht im Geringsten von einer Behörde unterschied, und dies mit einer beamtenhaften Person, die dem Klischee der abgeklärten Puffmutter so wenig entsprach wie dem einer zackigen Escort-service-Chefin, kam seiner Vorliebe fürs Nüchterne durchaus entgegen.

Dazu aufgefordert skizzierte er seine Lebensumstände, betonte, dass er verheiratet sei und dies auf alle Fälle bleiben wolle, woraus sich die Verpflichtung zu strenger Diskretion aller Beteiligten ergäbe. Die Angestellte nickte. Das war ja nun ihr Alltagsgeschäft. An was für eine Frau, fragte sie, er denn so gedacht habe? Jung? Ganz jung? Manfred Hügel dachte nach. »Nö, ich würd mal sagen, zwischen dreißig und fünfzig.« Dann dachte er noch einmal nach. »So was wie Stil sollte sie schon haben, dass man auch mal ein Gespräch führen kann.« Er vermied das Wort »Schlampe«, das den keinesfalls in Frage kommenden Frauentyp genauer bezeichnet hätte, ihm hier aber missverständlich erschien. Die Angestellte rollte auf ihrem

Bürostuhl zur Seite, öffnete einen Aktenschrank und holte den Karteikasten heraus. Er war in zwei Segmente unterteilt, vorne steckten die Karteikarten der Frauen, dahinter, fast doppelt so viele, die der Männer.

»Also«, sagte sie gedehnt, »ich denke da an zwei von unseren Damen, wo ich mir was vorstellen kann.« Sie rollte zum Schreibtisch zurück, nahm einen Zettel und schrieb zwei Vornamen mit den dazugehörigen Telefonnummern auf. »Das ist die Manuela, 'ne ganz Liebe, arbeitet als Sprechstundenhilfe, aber der Mann lässt sich grade scheiden. Und dann hab ich da noch die Olivia, die ist eher was Besonderes, ledig, Architektin, aber auch nett.« Manfred Hügel faltete den Zettel zusammen, steckte ihn in ein Seitenfach seines Geldbeutels, holte gleichzeitig dreihundert Euro heraus und verabschiedete sich.

Bevor er weitererzählte, brauchte Manfred Hügel ein Glas Rotwein. Als er aufstand, um sich am Imbiss nach Alkoholika zu erkundigen, fiel mir plötzlich eine Szene aus dem Roman »Sieben Jahre« von Peter Stamm ein. Die Hauptfigur ist ein Mann namens Alex, der alles, seine Ehe, seine Familie, seinen Beruf, sein gesamtes wohlstuiertes Leben, zerstört, weil er von einer triebhaften Leidenschaft nicht loskommt. Die Frau, die er begehrt, ist Polin und heißt Iwona. Sie ist nicht schön, sie redet fast nichts, sie hat keinen einzigen Vorzug, nicht einmal sexuelle Erfahrung. Sie bietet dem Mann nichts außer dem Erlebnis einer unerklärlichen, viele Jahre andauernden Obsession. Beim Lesen habe ich immerzu nach dem Schlüssel zu dieser Obsession gesucht. Es gibt ihn nicht, aber ganz am Anfang des Romans eine Szene, die mir im Nachhinein bedeutsam erschien. Sie spielt im Englischen Garten. Alex, zu dieser Zeit noch Student, feiert eines Abend mit Kommilitonen die Abschlussprü-

fung an der Universität. Zu dritt besuchen sie einen Biergarten und halten Ausschau nach Mädchen. Zwei Touristinnen setzen sich an ihren Tisch. Fehlt nur noch die dritte, eine für Alex. Da entdeckt sein Freund Iwona, die ein paar Meter weiter weg an einem Baum lehnt. »Die da drüben«, sagt der Freund und deutet mit dem Finger auf sie. Er meint es als Witz. Das dickliche Wesen mit seinen altbackenen Kleidern kann für einen flotten Studenten wie Alex nicht ernsthaft in Frage kommen. Alex findet Iwonas Anblick ebenfalls kurios, aber er folgt dem Fingerzeig des Freundes, instinktiv und nahezu willenlos. Er fügt sich in die Wahl, die für ihn getroffen wurde, und anscheinend ist es genau das, was ihn an Iwona fesselt: Dass nicht er, sondern dass ein anderer, eine Art Autorität für ihn entschieden hat. Etwas Ähnliches versprach sich Manfred Hügel anscheinend von der Seitensprung-Agentur. In deren Entscheidung, ihm diese oder jene Frauen zuzuteilen und andere nicht, konnte eine Wahrheit liegen, die ihn als Mann betraf und von der er selbst vielleicht gar nichts wusste.